

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 189

Posen, den 20. August 1929

3. Jahrg.



(7. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Bell, nehmen Brief von Missis mit. Geben Brief Massa Seidelmann.“

Saul wiederholte brav.

„Saul lassen sich geben Brief von Massa Seidelmann für Missis und bringen Brief Tom. Ganz heimlich reiten, Tom. Heute nacht fort, morgen nacht wiederkommen.“

Er sagte es ihm noch einmal, und dann hatte Saul begriffen.

Frau Helen hatte ihren Liebling angezogen. Klein-Eva hatte prächtig geschlafen und lachte und plauderte in einem fort.

„Bulle“ sagte sie dann. Sie meinte ihre Milchflasche.

Da ging schon die Tür auf, und ein junges Negermädchen, Mary, brachte die Milch für Klein-Eva.

Eine Flut von zärtlichen Worten ging auf das Kind nieder, das lachend der Schwarzen in das Wollhaar fuhr.

Frau Helen lächelte matt, nahm die Milch und schüttete sie in die Flasche.

Verlangend streckte das Kind die Arme nach der geliebten „Bulle“ aus.

Frau Helen gab sie ihr, und Klein-Eva saßte sie glücklich. Da fielen ihr Toms Worte ein.

„Von wem hast du die Milch?“

„Von Assana!“

„Um Gottes willen!“ rief Frau Helen entsetzt.

„Klein-Eva hatte eben angefaßt und wollte trinken, da riß ihr die Mutter die Flasche fort, zog den Sauger herunter und roch.“

Totenbleich ward sie und wankte.

„O gute Missis, gute Missis!“ jammerte das Negermädchen und stützte Frau Helen. „Was sein mit Milch?“

„Gist ist drin.“

„Gist? — Das macht doch tot.“

„Assana will mein Kind vergiften, damit sie die goldene Kette von meinem Schwager bekommt.“

Mary starrte sie sprachlos an, dann packte sie das Kind und küßte es heiß. Tausend Rosenamen sprudelte sie hervor.

Dann kauerte sie sich einige Schritte vor dem Kind nieder. Lange sah sie es an, und die guten schwarzen Züge verrieten eine Fassungslosigkeit ohne Gleichen.

Wie geistesabwesend, als begriffe sie nicht, blickte sie das holde Wesen an.

Dann murmelte sie vielleicht zehnmal für sich hin: „Assana wollen Klein-Eva töten.“

Immer hastiger sprach sie es, bis es zu einem wilden Gestammel, unartikulierten, halbblauen Schreien wurde.

Wahnsinniger Haß schrie aus ihren Zügen.

„O Mary wissen, was tun. Assana bösen. Assana wollen Klein-Eva töten. Assana böses, schlechtes Nigger.“

Schnell sprang sie auf und raste aus dem Zimmer, in dem Klein-Eva nach dem gewohnten Morgentrunke schlief.

Sie huschte nach der Küche.

An der Tür schlich sie heran. Assana hantierte in der Küche und drehte ihr den Rücken zu.

Ganz vorsichtig öffnete sie die Tür etwas. Ihre gutmütigen Züge verzerrten sich.

Auf dem Tische stand das Frühstück der schwarzen Köchin. Ein Gefäß mit Milch und ein mächtiges Stück Fleisch. Mary lautete.

Wie eine Kage schob sie sich durch die Tür, und nahm lautlos den Milchkrug. Ganz vorsichtig leerte sie ihn zum Teil. Dann goß sie den Inhalt der Flasche hinein.

Das Gift war in Assanas Frühtrunk.

Rasch schob sie den Topf wieder auf den Tisch.

Dann stand sie mit haßerfüllten Augen und lauschte und wartete.

Helen hörte plötzlich Schreien und Lärm im Hause und harrte angstvoll der Dinge, die da kommen sollten. Klein-Eva hatte sich auf ihre zärtlichen Worte hin beruhigt.

Fast ernst ruhten die großen Kinderaugen auf den angstvollen Zügen der Mutter.

„Mam, et, et,“ und sie tätschelte Frau Helen mit ihren Puppenfingern die Wangen.

„Mein Liebling, mein Herzblatt,“ küßte die junge Frau und küßte den Saum ihres Kleides.

Dann schwenkte sie die Milchflasche, daß Klein-Eva aufjauchzte.

„Gute Milch für Klein-Eva! Sollen Mary erst trinken?“

„Nein, du Gute. Dir vertraue ich.“

Sie gab dem Kinde die Flasche, die sie glückstrahlend nahm, abwechselnd trinkend und plappernd.

„Assana sein tot!“

„Tot?“

„Assana haben Milch getrunken. Oh, so viel schlechte Milch, haben totgetrunken.“

Frau Helen stand stumm. Ihr schauerte. Sie sah auf die Kniende nieder, die sie mit treuen Hundeaugen anstarrte.

Das schwarze Mädchen schien die Gedanken zu fühlen, die die junge Frau bewegten.

Ganz leise sagte sie: „Assana hat wollen machen Klein-Eva tot.“

„Ja! Mein Kind, mein unschuldiges Kind wollte sie töten. Du hast recht, Mary, daß du es nicht begreifen kannst. Wer ein Kind zu morden vermag, der verdient den bittersten Tod. Gott wird dir nicht grollen.“

Hart sagte sie es und zwang das bebende Frauenherz, Auge um Auge — Zahn um Zahn!

Klein-Eva hatte ausgetrunken und gab lachend die Flasche Mary.

Diese kniete nieder und ließ sich von ihrem kleinen Liebling den Wollkopf zausen. Laut jauchzte das Kind auf, daß ein mattes Bächeln die quackvollen Züge Frau Helens belebte.

„Wie viele Freunde habe ich noch auf meinem Besitz, die mir treu sind, Mary?“

Mary zählte, dann sagte sie zögernd: „Mary sagen sechs.“

Frau Helen fuhr zusammen, und die Negerin senkte den Kopf.

„So wenige, Mary?“

Die Schwarze nickte stumm, dann hob sie leidenschaftlich die Hände und rief wehlagend:

„O Missis, Neger viel falsch. Trinken Bisky und vergessen Gutes.“

Helen wurde von einer Schwäche übermannt. Sie sank in einen Stuhl, ihr Herz schlug wild. Sie fühlte zum ersten Male, daß sie der Willkür einer Mörderhorde ausgeliefert war.

Fort mit meinem süßen Kinde; fort zu guten und gerechten Menschen!“

„Wo ist Tom?“

„Tom kommen heute nacht zu Missis. Klopfen dreimal, Tom müssen geben acht so sehr.“

Es kam die Nacht. Klein-Eva war längst zur Ruhe gebettet. Sie lag nun süß schlafend in den weichen Kissen.

Frau Helen konnte keine Ruhe finden.

Sie saß am Tisch und dachte der seltsamen Zeit ihres Glückes mit dem geliebten Gatten.

Sie lauschte den regelmäßigen Atemzügen ihres Kindes. Da klopfte es dreimal. Sie öffnete und Tom, der treue Diener trat ein.

„Missis werden nach zwei Nächten fliehen können.“

Dann teilte er ihr seinen Plan mit, und sie lauschte gespannt glücklich und schrieb einen Brief an Farmer Seidelmann.

Tom schlich hinaus und wenige Minuten später ritt Saul in die Nacht. Der junge, kühne Neger fürchtete sich nicht.

Frau Helen verschloß alles gründlich und legte sich schlafen. Ihr letzter Blick galt dem geliebten Kinde. Dann umfing sie der Schlaf. Der Körper wollte sein Recht und fest und traumlos ruhte sie bis zum Morgen.

6.

Der Farmer Franz Martin Seidelmann, der Inselfarmer, war denkbar schlechtester Laune.

Der kleine Herr mit den spindeldürren Beinen und dem eingetrockneten Mumiengesicht, aus dem aber ein Paar gutmütige Augen blitzten, die gesunden Humor verrieten, war so aufgebracht, weil die Post aus der Heimat ausgeblieben war.

Er war ein Deutscher, der, trotzdem er nun dreißig Jahre sein Vaterland nicht mehr gesehen hatte, denn er hatte als alter achtundvierziger Freiheitskämpfer flüchten müssen, immer noch mit Leib und Seele an ihm hing, obwohl er nicht daran dachte, nach Deutschland zurückzukehren. Mit Leib und Seele war er Farmer geworden und hatte sich aus einem sumpfigen Gelände eine Musterfarm geschaffen, die sein Stolz war. Da er, wie alle seine Familienangehörigen, in allen anderen Arbeiten sehr geschickt waren, sahste es ihnen tatsächlich an nichts. Die Familie Seidelmann bestand aus drei prächtigen Jungen und drei flachsblonden, lustigen Mädels und seiner kleinen, quecksilbrigen Frau, die von früh bis spät schaffte und doch immer guter Dinge war.

Vater Seidelmann war mehr als ärgerlich. Als er nach dem Frühstück von seinem Platz aufstand und seine Älteste, die Grete, fünfundzwanzig Jahre alt, noch in einem Buche schmökerte, das bei der letzten Post gewesen war, da fauchte er sie an: „Mußt du denn immer schwärzen?“

„Grete, mach's Buch zu!“ sagte Frau Seidelmann freundlich zur Tochter, „der Vater hat heute seinen grimmigen Tag.“

„Ich? Keene Spur nich, Alte. Will bloß, daß dem Mädels der Kopf nicht heiß gemacht wird. Die Herren Bücherschreiber übertreiben alle miteinander, es sieht im Leben ja ganz anders aus.“

Die Frau lächelte. „Noch 'n bißchen schlimmer, nicht wahr, Mädchen? Denk' doch, was wir allein auf unserer Farm schon alles erlebt haben, und ändern wird's genau so gegangen sein, daß sie ein ganzes Buch davon schreiben können.“

„Hast recht, Linchen. Aber so viel Liebe käme in unseren Büchern nicht vor, wenn wir schreiben wollten.“

Die alte Frau lächelte. „Aber, Mädchen, hast du denn vergessen, wie wir uns gefunden haben? Denkst du noch an den jungen Indianerhäuptling von den Mahlones, den wir retteten, und der uns bis heute wirklich Liebe und Dankbarkeit bewahrt hat?“

Da fiel Grete ein: „Vater, ich lese doch bloß, weil wir hier so einsam sind.“

„Na ja, kannst ja lesen.“

„Es ist eigentlich schade, daß wir gar keinen Nachbar mehr haben. Wie weit ist's denn bis zur nächsten Farm?“

„Nach Norden fünfundvierzig Meilen und nach Süden an die Sechzig. War jahrelang nicht bei den Nachbarn.“

„Samuel soll vor einem Vierteljahr den Besitzer von Wildes Baumwollfarm getroffen haben samt seiner jungen Frau. Sie soll sehr schön gewesen sein.“

„Hm, schon möglich, das sind auch klogig reiche Herrschaften, die haben Millionen im Vermögen.“

„Ob wir die nicht mal besuchen, Vater?“ warf die jüngste der Töchter, die Liesel ein.

Drohnd lachte Vater Seidelmann auf. „Rücken, was denkst du dir denn? Die Indsmen sind zwar ruhig, aber der Teufel trau dem Apotheker. Ohne Rot acht Stunden reiten, nee, nee, Liesel, darauf habe ich keinen Appetit.“

Da trat der älteste der Söhne, der Heinrich ein, ein Mann von vielleicht zweiunddreißig Jahren, mit prächtigem Braunhaar und gewinnendem, treuherzigem Wesen.

„Wir bekommen Besuch, Vater!“

Die Mitteilung elektrifizierte die ganze Gesellschaft.

Alle bestürmten Heinrich um nähere Auskunft. Der aber konnte nur melden: „Ein Reiter von Süden. In einer Viertelstunde dürfte er da sein.“

„Natürlich war alles gespannt und erregt. Alle möglichen Gedanken und Vermutungen wurden ausgetauscht. Wie erlöst atmeten alle auf.“

„Gott sei Dank, wieder mal ein anderes Gesicht!“

Wenn man berücksichtigt, daß die Leute auf der Farm unter Umständen ein Jahr lang kaum einen Fremden sahen, wird man die Aufregung verstehen, die auf der Inselfarm herrschte.

Die Zugbrücke wurde herabgelassen, und der Farmer postierte sich mit seinen Leuten jenseits.

Der Reiter kam näher. Man sah, daß sein Pferd stark ermüdet war, so stark, daß er fünfhundert Schritt vor der Inselfarm abstieg und es am Zügel führte.

Der Farmer freute sich, als er das sah.

Der Reiter kam näher, und da erkannten sie, daß es ein Neger war. Im ersten Augenblick war alles enttäuscht.

„'n Nigger!“ murmelte der Farmer.

Aber die Spannung war bei allem trotzdem gestiegen.

Der Neger kam mit dem Pferde heran und grüßte demütig.

„Wohin willst du, mein Junge?“ fragte Seidelmann.

„Zu Massa Seidelmann!“

„Der bin ich. Was bringst du?“

„Saul bringen Brief von Missis Wilde an Massa Seidelmann. Er reichte dem Farmer den Brief, der ihn einsteckte. Dann winkte er seinem Jüngsten, dem Karle und befahl ihm, das Pferd Sauls unterzubringen.“

„Na, da komm, Saul! Wirst Hunger haben. Sollst was Ordentliches zu spachteln bekommen. Bist wohl die ganze Nacht geritten?“

„Tom sagen, Saul müssen reiten wie Wind. Ist Saul geritten wie Wind. Saul haben Hunger. Auch Pferd fressen.“

„Dafür wird gesorgt, mein bester Saul. Scheinst ein ganz vernünftiger Junge zu sein.“

„Oh, Saul ist sehr vernünftig!“ bestätigte der Neger so ernsthaft, daß alle in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Die kleine Kavalkade zog über die Brücke in die Burg zurück.

Mutter Seidelmann, die Söhne und die Töchter drängten sich um den Vater, während das Gesinde in achtungsvoller Entfernung gespannt wartete.

Der Farmer erbrach den Brief.

Lange las er, und auf seiner Stirn erschienen die tiefen Furchen, die das Herannahen eines großen Zornes anzeigten.

Nachdem er den Brief dreimal gelesen hatte, schlug er in wildem Zorn auf den Tisch.

„Das ist die größte Schurkerei, die ich je erlebt habe. Der Hund, wenn ich den zwischen die Finger kriege! Zum Donnerwetter noch einmal!“

Zu Saul gewandt, sprach er weiter: „Du bist ein tüchtiger Kerl, Saul. Ich gebe dir ein gutes Pferd und Proviant. In drei Stunden mußt du zurückreiten — bis um zwölf hast du Zeit. Es ist besser, wenn du bei Nacht ankommst. Setz ich und trink, und laß dir's schmecken.“

Saul ließ sich das nicht zweimal sagen.

„Was ist denn los, Mann?“ fragte die Frau, die ihre Neugierde und Spannung nicht länger zurückhalten konnte.

Der Farmer sah sich im Kreise um und sagte dann feierlich:

„Eine schutzlose Frau und ein Kind brauchen unsere Hilfe. Hört zu, was Frau Wilde, von der Nachbarfarm im Süden mir schreibt.“

Und er las — stockend erst, dann übermannte ihn der Grimm, und seine Worte überstürzten sich fast:

„Herr Landsmann! Ich, Helen Wilde, Frau des ermordeten Harry Wilde, bin in größter Not und erbitte Ihre Hilfe für mich und mein Kindchen. Meines Mannes Bruder erhebt Anspruch auf die Erbschaft und will mich mit Gewalt zum Verzicht bewegen. Ich kann die mir gehörige Farm nicht verlassen, denn ich werde gefangengehalten. Wenn mit Gottes Hilfe jedoch alles glückt, dann fliehe ich in der Nacht vom 5. zum 6. Mai. Ich will versuchen, Ihre Farm mit meinem Kinde zu erreichen und bitte Sie, kommen Sie mir bis zu den drei Hügeln entgegen, erwarten Sie mich dort mit zwei frischen Pferden, da ich vielleicht meinen treuen Tom mitbringe. Ich flehe Sie an, helfen Sie mir um meines Kindes willen.“

Einen Augenblick war bange Stille, dann fragte Frau Seidelmann mit bebender Stimme: „Du wirst ihr helfen, Mann?“

„Selbstverständlich, Mutter. — Jungens, macht euch für morgen nachmittag bereit. Wir holen sie heim nach unserer Burg, und dann werden wir schon tun, was wir können. Der alte Gott lebt alleweil noch, und wir wollen dem Schurken schon die Suppe versalzen.“

Alle waren natürlich Feuer und Flamme dafür. Am liebsten wären sie gleich im schärfsten Karriere fortgeritten und hätten die gefangene Frau mit dem Kinde herausgeholt.

(Fortsetzung folgt.)

Weltreflame-Schau.

In Berlin wurde die „Welt-Reflemeschau 1929“ die allein 1500 maßgebende Amerikaner als Gäste in ihren Räumen steht, eröffnet. Zugleich feiert der Weltreflameverband seine 25. Jubiläumstagung.

Welche Wandlungen die Reflame im Laufe der Zeit durchgemacht hat, erläutert die planvolle Schau der Werbemittel.

Berlin, im August 1929.

Die großen Veränderungen, die in den Nachkriegsjahren die Lebensführung aller Volksschichten betroffen haben, sind auch auf die Art der Werbekunst nicht ohne Einfluß geblieben. Nicht allein, daß sich die sozialen Schichten völlig umgruppierten, war auch eine Aenderung in den Ansichten eingetreten, die über die Art der Reflame herrschten. War es früheren Generationen vorbehalten, sich lediglich durch den Ruf ihres festgefügteten Stammhauses durchzusetzen, so muß der Kaufmann von heute verstehen, daß er seinen Namen und seinen Handelsartikel bekannt machen muß. So bekannt, daß er dem großen Publikum zum Begriff wird.

Der Weltreflame-Kongreß, der in Berlin eine Ausstellung zeigt, ist ein Markstein in der Geschichte der Werbekunst. Man geht durch die riesigen Hallen, und das Bild dieser bunten und unterhaltlichen Schau ist geradezu überwältigend. Man sieht durch einfache und desto überzeugendere Beispiele den ungeheuren Fortschritt, den die Kunst der Werbung in den letzten Jahren gemacht hat.

Abnormitäten — die ersten Reflamefiguren.

Da sind die ersten Kupferstiche aus einer Sammlung. Sie stammen noch aus dem späten Mittelalter, aus einer Zeit, da das Bürgertum allmählich zu einer Blüte gelangte, der erst die schreckensvolle Zeit des 30jährigen Krieges ein jähes Ende bereitete. In diesen üppigen und reichen Zeiten, da auch das ehrsame Handwerk einen wirklich goldenen Boden hatte, da in Nürnberg ein Hans Sachs seine Verse schmiedete und in Italien die Wiebergeburt der Antike geschah, wollte man auch bei den Volksbelustigungen seine besonderen Vergnügungen. Und so war es nichts Besonderliches, daß man wohl keine weiteren Ueberlieferungen aus dem 16. Jahrhundert zeigt, als die Ankündigungen irgendwelcher Abnormitäten der Schaumärkte, die dem Publikum das Geld aus der Tasche zu ziehen wußten. Sie waren nicht alle arm, diese Gestalten ohne Hände oder Beine, mit abschaulichen Hödern und Mißwüchsen. Sie konnten es sich sogar leisten, wirkliche Künstler in ihre Dienste zu stellen, die ihr schauerliches Konterspiel mit gefälligen Versen und naturgetreuen Schilderungen ihrer Kunstfertigkeit zierten. Und diese verbliebenen Stiche sind wohl als die ersten Reflameblätter anzusehen. Denn sie füllten ihren Auftraggebern die Taschen.

Von da an steigt die Kunst der Anpreisung langsam aufwärts. Diejenigen, die durch eine geschickte Verbreitung von Bildern und Schriften, die dem Ansehen ihres Hauses dienen, zu Wohlstand kamen, wußten die Bedeutung derartiger Ausgaben wohl zu schätzen. Und in der Zeit des Barock, des galanten und leichtfertigen Rokoko, haben sich die Schönheitskünstler, die großen Hoflieferanten, die Herren Doktoren und die Künstler, denen an der Kunst des „p. p. Publikum“ gelegen war, immer wieder zu neuen Ausgaben ihrer lockenden Anschläge gewinnen lassen. Und aus den neuen Werbemethoden steigt steghaft das Zeitungsinsert als das wirkungsvollste Publikations- und Popularisierungsmittel empor, dem so viele Welthäuser ihren Aufstieg verdanken.

Mittelalter und Neuzeit.

Die große Ausstellung zeigt eine mittelalterliche Stadt, wie sie sich um einen stillen Marktplatz schmiegt. Die schmalen Giebelhäuser schachteln sich ineinander. Und unter den Stodwerken, die sich in bürgerlicher Wohlhabenheit aufeinander türmen, verstecken sich die bescheidenen Auslagen der Handwerker. Denn damals verkaufte der Meister fast nur eigene Erzeugnisse. Und wenig fremde Handelsware fand man hinter den schmalen, hohen Fenstern.

Unter der Vorpiegelung einer solchen verträumten Idylle, die uns seltsam gefangen nimmt, trotzdem wir wissen, daß dies alles nur ein stilles Abbild aus einer vergessenen Zeit ist, dröhnen auf der anderen, hellen Seite die blanken Hämmer unserer Zeit. Da ist die stütüberflutete Stadt von heute. Da klettern die vielfarbigen bunten Lichter wie Kobolde an den glitzernden Fassaden empor, tollen über Firste und schlängeln sich durch die alabasterfarbigen Wände der neuen Straße. Dort zuckt es rot, grün, blau und gelb aus der Front der geraden, neuen Straße. Namen tauchen auf, erhellen den Nachthimmel sekundenlang. Bilder und Gesichte schäpfen empor. Da sind die Züge der Menschen, von denen heute die Welt spricht. Sie stellen sich in den Dienst der Werbekunst. Sie sind die Mittler zum Vertrauen der großen Masse. Nichts Zweifelhafes lauert mehr hinter den Ankündigungen der großen Hersteller. Denn die lauten und farbigen Versprechen, die die Dollarkönige einer wachslamen Welt geben, tragen den tödlichen Stachel in sich, der sich gegen ihren

eigenen Herrn kehrt, wenn er falschen Schein erweckt. Und nichts ist da, als das ehrliche Bemühen, das Hand-in-Hand-Gehen der Technik und der Kunst, um das Unkraut aus dem Garten der bunten und blühenden jüngsten Industrie auszurotten, um Nichtkänner von den großen Aufgaben fernzuhalten, zu denen nur die berufen sind, die absolute Werte zu schaffen wissen.

Wie seltsam und ein wenig lächerlich muten uns die Absichten der Jahrhundertwende an, in dem man sich bereits bemühte, einem billigen und mühelosen Beginnen, das sich mit der geachteten Stiefschwester der Kunst abgab, ein Ende zu machen. Und diese ersten, merkwürdigen Versuche, die mißverständene Forderung einer neuen Zeit mit geometrischen Lösungen von Blumenornamenten und Farbenzusammenstellungen neuer Art zu erfüllen, erweckt einen gewissen Grad der Rührung. Denn diese Epoche wurzelt noch in unserer Aenderzeit, und manches Märchenbild, manche bunte Fabel mußte sich noch mit einem Kompromiß zwischen Maßart und dem Apostel des Jugendstils abfinden. Und diese Zeit der Gärung war nicht schön.

Die Kioske der Tagespresse.

Dafür steigt die Kurve der Farben- und Formentkultivierung allmählich, um der lichten Klärung heutiger Sachlichkeit und Schärfe Platz zu machen. Da sind die Stände der heute maßgebenden Reflameexperten. Dort türmen sich die hellen und strahlenden Kioske der großen Tagespresse. Es sind Kathedralen der Arbeit, die sich im Rhythmus ihrer blitzenden Kolben und lichten Wände aufrichten, die uns den Weg in die neue Zukunft weisen, die zur Ahtung der ganzen Welt führt.

Die großen Tageszeitungen breiten ihre Geheimnisse aus. Unter blitzenden Glascheiben locken die bekannten schwarzweißen Seiten, die bunten Magazine, die vielgelesenen Bücher. Und als ihre Begleiter sind da die bekannten Schlagworte, die geschickt gewählten Romantitel, die uns zum Begriff werden, zum Schlagwort, zu einem Begleiter, den man nicht fragt, woher er kommt. Denn dies dürfte das Geheimnis dieser großen Schau sein, daß man hier und da plötzlich auf bekannte Dinge stößt, die einem niemals so nah waren wie hier, da man sich erstaunt fragt, wie sie denn in Zusammenhang stehen könnten mit dieser und jener großen Firma, deren Name sich nun auch genau einprägt. Dies dürfte das goldschwere Geheimnis jener alten Handlungshäuser sein, daß sie es verstanden, den Wunsch zum Besitz zu erwecken, den Grund zur Anschaffung zu geben und den Nutzen des Verbrauchers in bildhaften Begriffen zu erläutern.

Sinnesrausch.

Die Messhallen, die ihre riesigen, hohen Kuppeln um die sinnfälligen Erzeugnisse unserer schnelllebigen Zeit schließen, sind wie eine Vision unserer Zukunft. Sie sind ein Bild unserer dröhnenden, hämmernden und taghellen Zeit, über die sich kein romantischer Nachthimmel spannt. Wir kennen keine Dämmerung und keine Dunkelheit mehr. Und der Rhythmus der tausend Hämmer, der vielfarbigen leuchtenden Fassaden, der zuckenden Blickfänger und verströmenden Farbtöne ist ein Symptom unserer Zeit. Wir dürfen die Nacht nicht durch Fensterläden zu verbannen suchen. Wir dürfen die Ohren nicht vor nächtlichen Geräuschen in den Kissen verbergen. Uns gehört jede Stunde dieser Zeit, die sich organisch aus sich heraus wieder entwickeln muß. Und jeder, der mit ihr geht und ihr klares und sachliches Wesen in ihren Aeuferungen zu werten versteht, ist ein Pionier zur Zukunft. Und die wird hell, arbeitsam und ertragreich sein. Die Reflame ist die künstlerische und wirtschaftliche Aeuferung unserer Tagesforderung, und die „Reflame ist der Schlüssel zum Wohlstand der Welt.“

D. Ziegel.

Richtiger Halt für Brettertüren.

Die zweckmäßigerweise aus gespundeten und wenigstens auf einer Seite gehobelten Bretttern bestehenden Türen für Ställe, Scheunen, Einfriedigungen usw. bekommen ihren Zusammenhalt immer durch aufgenagelte Leisten von entsprechender Stärke, die man mitunter schon als Balken bezeichnen kann.

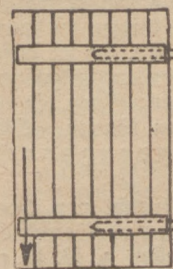


Abb. 1



Abb. 2

In den hier beigegebenen Abbildungen zeigt nun bei Abb. 1 der Pfeilstrich an, in welcher das Gewicht der ganzen Tür nach unten wirkt. Die Tür hat das Bestreben, sich von der linken Ecke nach der unteren Kante hin zu senken, und das wird insbesondere eine größere Tür dieser Bauart auch schließlich tun — d. h. die einzelnen Bretter werden sich gegeneinander verschieben — wenn man dem nicht entgegenwirkt.

Handelt es sich nun um eine kleinere Tür, z. B. eine Lufentür, so genügt meist eine Dreiecksnagelung der die

Bretter verbindenden Leisten (vgl. Abb. 21). Bei einer größeren und schwereren, in ihrem Verbandsverhältnismäßig loseren Tür muß jedoch die Ecke, welche Neigung zum Senken zeigt, gestützt werden. Das erfolgt, wie Abb. 3 zeigt, durch eine

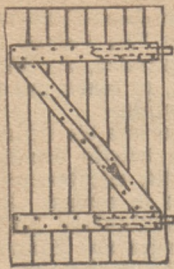


Abb. 3

schräge Querleiste. Diese richtet dann, wie der Pfeilstrich andeutet, die Last der Tür nach der unteren Angel bzw. dem unteren Türhaken hin, wo dann die Last auch getragen wird. Natürlich wird auch Dreiecks-nagelung angewendet.

Letzteres gilt auch für den anderen Fall nach

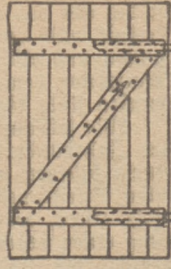


Abb. 4

Abbildung 4, wo eine schräge Querleiste so angebracht ist, daß die Tür mit ihrer Last an dem oberen Türhaken hängt. Der Pfeilstrich deutet wieder die Richtung an, in welcher die Last wirkt. Sogar man auch bei Türen diese Anordnung der stützenden Querleiste findet, muß sie doch als falsch bezeichnet werden. Denn Holz soll möglichst nicht auf Zug beansprucht werden.

Ferngas- oder Gruppengasversorgung.

Das Bemühen der Technik geht seit Jahren dahin, all den Dingen, mit denen wir tagtäglich in Leben und Beruf umgehen müssen, ihre Gefährlichkeit zu nehmen. Die Maschinen erhielten Schutzvorrichtungen. In den Lackereien wird mit Gasmasken gearbeitet. Jeder Fahrstuhl hat seine Fangvorrichtung. Es ist schließlich gelungen, manches Gefährmoment auszuschalten, und doch gibt es noch viele Dinge, mit denen wir jeden Augenblick umgehen müssen, die Leben und Gesundheit bedrohen. Wie viele Menschenleben hat der Kurzschluß des elektrischen Stromes schon gefordert! Auch das Gas, das jede Hausfrau beinahe stündlich benutzen muß, ist giftig und darf deshalb nicht leichtfertig verwendet werden. Das soll nicht heißen, daß es überhaupt unmöglich ist, Gas zu entgiften. Möglich ist das schon, aber die Entgiftung ist ein so teurer Prozeß, daß das entgiftete Gas nur noch ein Luxusartikel für ganz reiche Leute wäre.

Gas aber ist ein notwendiger Gebrauchsartikel für alle Volkstriebe und Schichten. Wer möchte gerade jetzt in den Sommermonaten in der drückenden Hitze einer kohlengeheizten Küche stehen? Das ist nicht bloß angenehmer, sondern auch praktischer, am Gasherd gerade soviel anzuzünden, und nur so lange Wärme zu erzeugen, als notwendig ist. Es wäre höchst unsozial, dem Arbeiter das Gas so zu verteuern, daß er morgens schon $\frac{1}{2}$ oder 1 Stunde früher aufstehen müßte, um den Kohlenherd anzuzünden und Kaffee zu kochen.

Das Gas ist aus unserem Leben gar nicht mehr fortzudenken. Seine vielseitigen Verwendungsmöglichkeiten machen es zu einem unentbehrlichen Helfer in Haushalt und Wirtschaft. Wir werden deshalb immer mehr zur Großproduktion von Gas übergehen müssen, denn die kleinen Werke arbeiten zu teuer, weil sie die Kohle nicht genügend ausnützen können. Darüber ist man sich einig, aber man streitet sich noch darüber, ob man den Gasbedarf ganz Deutschlands an einer einzigen Stelle erzeugen soll oder in mehreren über das ganze Reich zerstreuten Großgasereien. Die einen meinen, es sei am billigsten aus dem Ruhrbezirk, wo bei der Erzeugung des Kokes mehr Gas gewonnen wird, als ganz Deutschland zur Zeit verbraucht, das Gas in riesigen Hunderte von Kilometer langen Leitungen in die Konsumgebiete zu transportieren. Diese Auffassung bezeichnet man als „Ferngasversorgung“. Demgegenüber sagen andere Fachleute, es sei unklug, die bestehenden Gaswerke, die doch viele hundert Millionen gekostet haben, stillzulegen und neue Leitungen zu bauen, die auch wieder viele hundert Millionen kosten. Es sei besser, die schlecht und teuer arbeitenden Gasanstalten stillzulegen, die gut und billig erzeugenden aber zu vergrößern, so daß sie den Bezirk der stillgelegten mitversorgen können. Diese Form der Gaswirtschaft nennt man Gruppengasversorgung.

Bis heute bestehen schon eine ganze Anzahl von Großgaswerken, welche mehrere Städte, Dörfer und Gemeinden versorgen. Im Bezirk Heidenau (Sachsen) z. B. ist ein Rohrleitungsgesetz von über 800 Kilometer Länge im Betrieb. Daneben gibt es große Leitungen über mehrere hundert Kilometer Länge in Mitteldeutschland, Thüringen, Süddeutschland, Groß-Berlin usw. Auch im rheinisch-westfälischen In-

dustrbezirk ist ein Leitungsgesetz in Betrieb, das etwa 400 Kilometer lang ist. Man sieht, die Gaswirtschaft entwickelt sich ähnlich wie die Elektrowirtschaft, die ja auch in zahlreichen riesigen Zentralwerken produziert und den Strom durch Ueberlandleitungen verteilt.

Aus aller Welt.

Wagner und der Droschke. Der Herr Richard Wagner erzählte einmal in Bayreuth im Jahre 1881 eine löbliche Geschichte, die ihm in Berlin passiert war. An einem warmen Julitage stieg er in Berlin in eine Droschke und nannte dem Kutscher als Ziel eine Straße, für die noch der einfache Tarif galt. Nachdem sie eine Weile gefahren waren, hielt der Wagen plötzlich, der Kutscher stieg rechts an, öffnete den Wagenschlag und schlug ihn wieder zu. Dann ging er auf die linke Seite des Wagens, wiederholte dort das gleiche Manöver, setzte sich wieder auf den Boden, und die Fahrt ging weiter. Am Bestimmungsort angekommen, fragte Wagner den Kutscher, was die Unterbrechung zu bedeuten gehabt habe. Darauf sagte der Kutscher mit schlaudem Blick: „Ich wollte mein' Saul man bloß täuschen, sonst hätt' er mich nicht jeßloobt, daß die ganze Strecke nur ein Kurs war und were nich weiterjezangen; so meent er nu, een Jaß is ausjeßtejen und een anderer injeßtejen.“

Verbände der armen unterdrückten Männer. Es ist nichts mehr „los“ mit den Männern. Der einzelne Mann vermag gegen die Frauen nichts mehr auszurichten. Deshalb müssen sich die Männer zusammenschließen. Das hat man zuerst in Amerika eingesehen, wo schon vor zwei Jahren eine Liga zur Verteidigung der Rechte der Männer gegründet wurde. Man wollte Front machen gegen die bevorzugte Stellung, die die amerikanische Frau nicht allein in der Familie, sondern im öffentlichen Leben einnimmt. Das ist in Amerika nicht weiter verwunderlich. Denn es scheint nirgends auf der Welt so viel „Pantoffelhelden“ zu geben wie gerade in Amerika. Daran ändert auch der Zusammenschluß zu einem Bunde nichts. Die Liga besteht nun schon zwei Jahre. Doch die Zahl der „Pantoffelhelden“ in Amerika hat noch nicht abgenommen. — Nach Amerika kommt China. Dort ist die Frau, die bisher in den unwürdigsten Verhältnissen lebte, plötzlich selbstbewußt geworden. Die politischen Umwälzungen der letzten Jahre haben das mit sich gebracht. Diese revolutionartige Emanzipation der Frau löst den Männern Schrecken ein. So entstand vor einem Jahre der „Bund der unterdrückten Chinesen“, also eine Art „Schwesterorganisation“ — wenn man in diesem Falle so sagen darf — zu der amerikanischen Liga. Aber nicht nur in Amerika und in Asien fühlen sich die Männer zurückgedrängt. Auch in Europa scheint das „starke Geschlecht“ an Macht einzubüßen. Vorläufig wenigstens in Oesterreich. Denn der erste europäische „Männertongress“ soll in Wien stattfinden. Ein umfangreiches Programm ist aufgestellt worden, um der überhandnehmenden Frauenemanzipation endlich Grenzen zu setzen.

Fröhliche Ecke.

Wissenschaft. Ein Professor fuhr im Boot hinaus in die Meeresbucht. Er fragte den ihn Rudernden: „Hören Sie, mein Lieber, verstehen Sie etwas von der Mathematik?“

„Nichts“, erwiderte der Fischer.

„Dann haben Sie ein Viertel Ihres Lebens verloren!“ versicherte der Professor. „Aber Sie werden doch wenigstens etwas von der Geometrie verstehen?“

„Wo wohnt denn das Mädchen?“ fragte der Fischer.

„Aber, lieber Mann“, erklärte vorwurfsvoll der Professor, „dann haben Sie ja die Hälfte Ihres Lebens verloren. Aber von der Trigonometrie werden Sie doch schon gehört haben!“

„Schmeiß die gut?“ gegenfragte der Fischer.

„Dann haben Sie drei Viertel Ihres Lebens verloren!“ Eine Welle faßte das Boot und brachte es zum Kentern!

„Können Sie schwimmen?“ schrie der Fischer.

„Nein!“ gurgelte der Professor.

„Dann haben Sie vier Viertel Ihres Lebens verloren, Herr Professor!“

Ein Herr sagt zu seinem Freund: „Es gibt doch kein weibliches Wesen, das ein Geheimnis bewahren kann.“
„Das ist unrichtig, meine Frau ist dazu imstande“, antwortet der andere. „Seit zwanzig Jahren kann ich von ihr nicht erfahren, wozu sie soviel Geld braucht!“